

Für einen konkreten Verzicht auf einen ganz bestimmten Vorranganspruch plädiert *Hartmut Kienel*, indem er eine Rücknahme der Sonderstellung des Religionsunterrichts zugunsten des Faches „Lebensgestaltung, Ethik, Religionskunde“ fördert.

Kurt Roeske tritt demgegenüber eher für eine Verstärkung kirchlicher Präsenz an der Schule ein, allerdings nicht nur im Religionsunterricht, sondern weit darüber hinaus.

Malte Buschbeck hebt auf das Problem der Sprache in einer Mediengesellschaft ab: „Warum, zum Teufel, können so viele Pfarrer sonntags keine anständige Predigt halten?“ „Es knirscht im Sprachgebälk.“ Kirche immunisiere sich mit ihrer „ängstlichen Kirchenhaftigkeit“ doppelt: gegen die Geistes- und Kulturtradition und gegen den Zeitgeist.

Entschieden gegen jede Art der Anpassung plädieren – neben *Ingo Friedrich* und vor allem *Wolfgang Ullmann* (s. o.) – *Marianne Gronemeyer*, *Wilhelm Haller* und *Ingo Hermann*, mit im einzelnen durchaus unterschiedlicher Zuspitzung. Verstärkt wird das Plädoyer gegen Anpassung bei einigen der Genannten noch durch ganz konkrete kritische Anfragen an die Kirche, wie sie ist bzw. von ihnen gesehen und erlebt wird. Nicht zuletzt auch solchen Fragen muß Kirche sich stellen. Intensives Nachdenken über zu entwickelnde „heilsame Alternativen“, die von den genannten Kritikern mit unterschiedlichen Formulierungen angemahnt werden, ist ohnehin angezeigt und aller Mühen wert.

Weitere Punkte wären zu nennen, und man könnte dabei die Akzente zweifelsohne auch anders setzen, als ich es hier getan habe. Entscheidend scheint mir letztlich vor allem, daß solche und andere Anregungen „von außen“ überhaupt wahrgenommen werden und in die Diskussion um die Zukunft der Kirche und ihre praktische Gestaltung einfließen. Bleibt nur zu hoffen, daß das vorliegende Heft dazu einen Beitrag leistet.

Die Kirche soll sich auf ihr Eigentliches besinnen

Praktisch-Theologische Überlegungen zu einem verbreiteten Argument

Albrecht Grözinger

In der lebhaften und kontroversen Diskussion um den Weg, den die (Volks-?)Kirche in die Zukunft zu gehen habe, begegnet man häufig einer bestimmten argumentativen Denkfigur. Diese Denkfigur besteht in dem Postulat, die Kirche solle sich angesichts des weltanschaulichen und religiösen Pluralismus auf „ihr Eigenes“ besinnen.

Sprachlich und im argumentativen Gehalt durchaus unterschiedlich, begegnet uns dieses Argument in seiner Grundstruktur auch in vielen

Praktische Theologie 32. Jg., Heft 2, S. 128–132

ISSN 0938-5320

© Chr. Kaiser / Gütersloher Verlagshaus, 1997

der in diesem Heft veröffentlichten Beiträge. In durchaus nicht vollständiger Auswahl möchte ich auf folgende Äußerungen verweisen:

„Kirche 2000 – das ist die Treue zur eigenen Überlieferung“ – (Herta Däubler-Gmelin)

Zu den „wichtigsten Aufgaben“ der Kirche gehöre „eine zeitgemäße Auslegung der biblischen Botschaft“ – (Elmar zur Bonsen)

„Die Kirche sollte nicht so sehr um Anerkennung in der Öffentlichkeit, in der Presse, im Fernsehen und in den Medien buhlen, sondern sollte konsequent und gelassen den ihr vom Evangelium vorgegebenen Weg gehen, ohne allzuviel nach rechts oder links zu schauen: für die Schwachen werben, den Kranken zur Seite stehen und die ewige Botschaft mit Freude verkünden“ – (Ingo Friedrich)

Die Kirche habe „das angebrochene Gottesreich zu bezeugen und zu leben“ – (Wilhelm Haller)

Es sei für die Kirche „fundamental wichtig, gerade auch in der heutigen Zeit, die essentiellen christlichen Glaubensinhalte zu vermitteln“ – (Rudolf Pichlmayr)

Nun ist nicht zu übersehen, daß das Argument in der Regel auch einen „abstützenden“ Charakter hat. Das heißt: Das Argument verstärkt andere positive und kritische Äußerungen und Erwartungen an die Kirche. In das, was als das Eigentliche der Kirche apostrophiert wird, wird auch ein Stück weit die eigene Vision von Kirche hineinprojiziert. Auf diese Weise bekommt die Erinnerung an das Eigentliche der Kirche in gewisser Hinsicht einen idiosynkratischen Charakter. Auch dies ist in den Äußerungen dieses Heftes gut erkennbar.

Für *Herta Däubler-Gmelin* ist das Eigentliche der Kirche eng verbunden mit der Aufgabe, „Erinnerungsarbeit zu leisten“. Eine kulturelle Bestimmung, die zum Kernbestand der bundesrepublikanischen Linken gehört. Demgegenüber verbindet sich bei *Ingo Friedrich* das Eigentliche der Kirche mit dem Verzicht auf „konkrete politische Handlungsempfehlungen“. Diese Forderung ist zweifellos ein argumentativer Topos, der im bundesrepublikanischen Konservativismus beheimatet ist. Für *Elmar zur Bonsen* kann die Kirche ihr Eigentliches nur bewahren, wenn sie sich einer „Bekehrung‘ zur modernen Lebenswelt“ unterzieht, während *Wilhelm Haller* in diesem Zusammenhang „Kristallisations- und Knotenpunkte eines neuen, vernetzten Lebens“ einklagt.

Wir sehen also, die Erinnerung an ein Eigentliches der Kirche ist ganz eng mit den jeweiligen argumentativen Grundlinien eines bestimmten Diskurszusammenhanges verbunden. Gleichwohl meldet sich in dieser Erinnerung mehr als nur eine jeweils erkennbare und auch bestimmbare argumentative Strategie an.

Dazu ist das Argument auf der einen Seite zu verbreitet. Auf der anderen Seite ist in aller Disparatheit der inhaltlichen Füllung stets eine bestimmte Richtung zu erkennen, die mit diesem Argument anvisiert wird. Es geht mit der Erinnerung an das Eigentliche der Kirche stets um die biblisch-christliche Tradition in ihrer abendländischen Gestalt.

In einer weltanschaulich pluralistischen Gesellschaft ist jede Gruppe

und Institution darauf angewiesen „erkennbar“ zu sein. Auch die Kirche ist auf eine solche „Erkennbarkeit“ angewiesen. Und ich bin der Ansicht, daß das Argument vom „Eigentlichen der Kirche“ eben auf diese Erkennbarkeit zielt. Darin liegt die praktisch-theologische Herausforderung dieses argumentativen Topos.

Wie erhält oder erreicht die Kirche ihre „Erkennbarkeit“ in der weltanschaulich pluralistischen und zunehmend multikulturell werdenden Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland? Die kulturelle Signatur unserer Gesellschaft ist durch den postmodernen Zerfall der großen Stories – wie dies *Jean-François Lyotard* hellsichtig nachgezeichnet hat¹ – gekennzeichnet. Mit dem Zerfall der großen interpretatorischen Traditionen und Erzählausammenhänge hat die Kirche ihr Monopol auf die Interpretation von Religion verloren.

Allerdings ist mit dem Zerfall dieses kirchlich-institutionellen Monopols keineswegs ein Schwund an Religion verbunden. An dieser Stelle hat uns die sogenannte Säkularisierungsthese gründlich in die Irre geführt, und sie wird deshalb mit gutem Grunde heute auch kaum noch ernsthaft vertreten. Bereits im Jahre 1964 hat *Joachim Matthes* in seiner kleinen – auch heute noch aktuellen – Studie mit dem Titel „Die Emigration der Kirche aus der Gesellschaft“ gezeigt, daß nicht die Gesellschaft „religionsloser“ wird, sondern daß sich vielmehr die Kirche zunehmend von der gelebten Religion des Alltags entfernt.² Die heute im Raum der Kirche häufig anzutreffende Rede von der „vagabundierenden Religion“ spiegelt noch etwas wider von der institutionellen Anmaßung auf ein kirchliches Interpretationsmonopol auf Religion.

Demgegenüber haben sich die Menschen auch in der Postmoderne mit ihrer gelebten Religion das Wissen bewahrt, daß das Leben nicht im Vorfindlichen aufgeht. Wie vage dieses Wissen auch sein mag, alle empirischen Studien zeigen, daß es gerade dieses vage Wissen ist, welches das Leben der Menschen in seiner alltagsweltlichen Ausrichtung gründiert – jenseits aller institutionell-dogmatischen Ansprüche, die die Kirche auch weiterhin verfolgen mag.

Es gibt also auch in der Postmoderne ein säkularisierungsresistentes Wissen um die Lebensdienlichkeit von Religion. Dies ist kein Anlaß für die Kirchen zu falscher Beruhigung. Im Gegenteil, es stellt eine Herausforderung von hohem praktisch-theologischen Rang dar, daß heute Religion weithin ohne einen allzu engen Anschluß an institutionell-kirchliche Bindungen gelebt wird. Gerade darin jedoch liegt auch die Chance einer „Erkennbarkeit“ von Kirche.³

Meine These besteht darin, daß die Kirche in dem Maße ihre „Erkennbarkeit“ in der postmodernen Gesellschaft (wieder)gewinnen wird, indem es ihr gelingt, dem oft vagen Wissen um die Lebensdienlichkeit von

¹ *J.-F. Lyotard*, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Graz/Wien 1986.

² Vgl. dazu *J. Matthes*, Die Emigration der Kirche aus der Gesellschaft. Hamburg 1964.

³ Vgl. dazu auch *A. Grözinger*, Das Heilige in der Erlebnisgesellschaft. Eine protestantische Deutung. Waltrop 1996.

Religion Sprache und konkrete Gestalt zu verleihen, ohne die Menschen in ihrem gelebten Wissen dogmatisch oder institutionell zu bevormunden. Eine solche „Erkennbarkeit“ von Kirche schließt jede vorschnelle Anpassung an gängige Trends aus. Gerade die Erkennbarkeit der Kirche wird auch in einer gewissen Widerständigkeit gegenüber allzu stromlinienförmigen Religionsformationen bestehen. Dies wird dann eine Gratwanderung zwischen falscher Bevormundung und ebenso falscher Anpassung bedeuten.

Gerade die Soziologen erinnern uns an die Notwendigkeit dieser Gratwanderung. So hat der Konstanzer Religionssoziologe *Hans-Georg Soeffner* in einem Vortrag mit dem Titel „Was kann die moderne Gesellschaft von der Predigt erwarten?“ die Aufgabe, vor der die Kirche steht, so formuliert: „Der ‚Schatz der Kirche‘ – sofern man dieses in anderer Hinsicht mit Recht desavouierte Bild überhaupt noch aufgreifen kann – besteht damit in dem Reichtum überlieferter und zu entschlüsselnder Erfahrungsgeschichten von Menschen mit dem Gott. Die Predigt kann den darin gesammelten Bildern und Mythen neue Kleider geben und die Hoffnung auf die Möglichkeit der Wiederholbarkeit bestimmter Erfahrungen artikulieren: aus der Erfahrungsgeschichte eine Möglichkeitsgeschichte machen.“⁴

Ihre Unverwechselbarkeit und damit ihre Erkennbarkeit gewinnt die biblisch-christliche Tradition auf dem vielfältigen Markt der Religion dadurch, welchen Ort sie dem einzelnen Menschen in der Gesellschaft zuweist. Auch dazu hat *Hans-Georg Soeffner* Aufschlußreiches gesagt: „Politische Rede ist ein Medium der Macht, des Machtgewinns oder Machterhalts. Sie bezieht sich auf gewolltes, geplantes, aufgezwungenes Handeln, auf Sachzwänge wie Entwürfe. Der Erfolg ist ihre Orientierungsmarke. Ihre pragmatische Situationsgebundenheit relativiert von vornherein jede universalistische Ethik. Sie zielt auf Interessendurchsetzung in einer Welt der Interessenkonflikte, des Kampfes und der öffentlichen Auseinandersetzung. Dementsprechend formt sie den öffentlichen Raum der Arena. Christliche Predigt steht im Gegensatz zu dieser Rhetorik der Fraktionierung und Parteibildung. Sie kann daher weder eine Verdoppelung politischer Rede im kirchlichen Raum noch die Ausbildung von Sprachspielen für geistliche Reservate oder esoterische Cliquen meinen. Auch und gerade da, wo Kirche Minderheiteninteressen und unterdrückte Meinungen vertritt, legitimiert sie sich nicht durch ein pragmatisches Partialinteresse. Ihre universalistische Legitimation gewinnt sie eben dadurch, daß sie die kleinste gesellschaftliche Minderheit, jedes einzelne Individuum und dessen Ängste und Hoffnungen, gegen normative Ansprüche, gleich welcher Gesellschaften, Verbände oder Gruppen verteidigt. Insofern konfrontiert sie die Haltung ihres Religi-

⁴ *H. G. Soeffner*, Was kann die moderne Gesellschaft von der Predigt erwarten? In: Dokumentation des Societas Homiletica Congress II Berlin 1995. S. 7 – 17. Zit. Stelle S. 17.

onsstifters mit dem Gruppen- oder Kollektivinteresse, mit Karl Barth gesprochen: Das Offenbarungswort mit dem ‚Zeit-Wort‘.⁵

Es ist aufregend zu sehen, wie ein Nicht-Theologie hier das formuliert, was dann mit guten Gründen als das „Eigentliche“ der Kirche bezeichnet werden kann. Es kennzeichnet unsere Lage, daß gegenwärtig außerhalb der Kirche sehr viel mutiger und entschlossener nach diesem Eigentlichen gefragt wird. Nur wenn die Kirche von diesem Mut und dieser Entschlossenheit zu lernen vermag, wird sie auf ihrem Weg zur Kirche 2000 bestehen können.

⁵ A.a.O., S. 16 f.

Zur Zukunft des Gottesdienstes

Erörterung eines Dilemmas

Gert Otto

0 Die Aporie

Der Gottesdienst ist als Ritual die symbolische Darstellung und Vergewärtigung des Glaubensinhaltes, bezogen auf eine Gemeinschaft von Menschen.¹ Glaubensinhalte und -vorstellungen, die die Zeiten überdauern sollen, bedürfen sowohl der *symbolischen Darstellung* wie auch der *Gemeinschaft*, die diese Darstellung mitvollzieht. So wird die Kontinuität (religiöser) Überlieferung gewahrt. Andernfalls würde man heute nur noch aus historischem Interesse vom christlichen Glauben reden.

Aber: Die überkommenen Formen der Darstellung (die Rituale) und der Gemeinschaft (das Bild der Kirchengemeinde) sind heute nicht mehr allgemein tragfähig. Daher ist die Nichtteilnahme am Gottesdienst, die für

¹ Diese Umschreibung ist als Richtungsangabe für das Gottesdienstverständnis der folgenden Ausführungen gemeint. Zu umfassenden, alle Aspekte abdeckenden Definitionen des Gottesdienstes vgl.: R. Volp, Liturgik, Bd. 1, Gütersloh 1992, bes. S. 14ff; – H.-Ch. Schmidt-Lauber/K.-H. Bieritz (Hg.), Handbuch der Liturgik, Leipzig/Göttingen 1995, bes. S. 72ff und S. 96 ff. – Chr. Grethlein, Abriß der Liturgik, Gütersloh 1989, S. 47; – E. Herms, Überlegungen zum Wesen des Gottesdienstes, in: Kerygma und Dogma 40/1994, S. 219–247. Die Abhandlung ist im strengen Sinne des Wortes ein *dogmatischer* Text, dessen logische Stringenz beeindruckt. Das Problem der Rezeption des Gottesdienstes durch die Teilnehmer bleibt unberücksichtigt. Insofern bleibt auch offen, welche *faktische* Bedeutung die Erörterung der „Wesens“-Frage hat.